

Frauenstimme

Nr. 12-47. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

19. Juni 1930

Kleiner Kommentar.

„Wenn die Leute nur Geld verdienen...“

Es ist überhaupt nur die Habgucht der Proletarier, die die Frau aus dem Haus in den Erwerb gedrängt hat und ein friedliches Familienleben verhindert. Im „Reichsboten“ plaudert eine Dame über Frauenberufe. Natürlich darf die Frau in ihrem Haushalt nicht überlastet sein — und Berufsarbeit oder Heimarbeit überlasten sie. Wie steht's denn dann aus in den Wohnungen solcher unordentlicher Hausfrauen, die durchaus mit Heimarbeit Geld verdienen wollen? Die Dame hat es gesehen: „In der einen Familie fand ich ein Zimmer fast ohne Möbel, im höchsten Grade schmutzig und verkommen. Die Frau kam eine in diesem Raum mündende Treppe herunter, mehrere Kinder verschiedenen Alters polsterten ihr nach. Wie sah die Frau aus, wie die Kinder! Der schmutzstarrende Rock voller Nisse wurde durch einen Bindfaden zusammengehalten. Das ungekämmte Haar stand in wirren Zöpfen vom Kopfe ab. Dabei stand die Frau vor ihrer Niederkunft. Die Kinder, ihrer sieben, sahen ähnelnd verwahrlost aus. Von der Art ihrer Heimarbeit konnte ich nichts erblicken, der Arbeitsraum war oben, wohl im Schlafzimmer. Ich erbat mich, die beiden Jüngsten während der Zeit ihrer Niederkunft zu mir zu nehmen. Ich erbettelte Kleidungsstücke und die beiden Kleinsten wurden ausgestattet, damit sie in mein Haus pflügen (!) — aber die Frau gab sie schließlich nicht her. (!) Ich bat die Gemeindegewalt, sich um die Familie zu kümmern, da sagte die, denen sel nicht zu helfen, die Frau sei zu faul.“ Und was für Schlüsse zieht die Beobachterin, nachdem sie noch andere Fälle, wo die ganze Familie in einem armseligen Loch Zigaretten machend zusammenhocken muß, mit eigenen Augen gesehen hat, als Erkenntnis aus diesem grauenvollen sozialen Elend? Läßt sie ihr Gewissen und ihr Verstand nicht ahnen, warum Menschen so entsehrlich vegetieren? Ihr Bürgerhirn findet nur das eine Fazit: „Wenn die Leute nur Geld verdienen, so ist ihnen alles andere gleichgültig!“

Der Herr Generaldirektor kommentiert.

Der Reporter eines großen westfälischen Generalanzeigers unternimmt eine Entdeckungsfahrt durch das Berlin der arbeitenden Frauen. Er steht morgens am Potsdamer Platz und sieht die Arme der arbeitenden Frauen marschieren, verhärmte Frauen mit müdem Blick und bleichen Wangen, „ein Momentbild der Gegenwart, grausam, herzlos, unvergänglich“. Er will wissen, unter welchen Bedingungen sie arbeiten und leben. Wen wird er fragen? Nun, welche Frage! „Hundert Schritte weiter und eine Stunde später sitze ich dem Generaldirektor eines Weltunternehmens gegenüber“. (Unter dem tut ers nicht!) Er fragt ihn, warum die Frau im Existenzkampf sich leichter durchsetzen kann als der Mann. Der Generaldirektor denkt nach. „Er blüht auf die blauen Ringe seiner Henry Clay, als würde er durch die Rauchwolken den grauen Weg von Millionen deutscher Frauen verfolgen. Dann antwortet er lächelnd: weil die Frau härter ist als der Mann, sie erträgt Sorgen und Entbehrungen besser. Und dann noch etwas: die Frauenarbeit ist erwünscht. Denn die Frau ist genügsam, fleißig und anpassungsfähig; ihre Arbeit ist billig. Haben Sie nicht den Eindruck, daß in den großen Warenhäusern Nachfrage nach billigen Sachen herrscht, die gerade noch gut sind und den Massen genügen? Nun, so ist es auch im größten Kaufhaus, im Warenhaus des Lebens, wo menschliche Arbeitskraft gekauft wird. Man braucht nicht sentimental zu werden. Jeder kauft das, was billiger ist, sofern es ihm genügt. Die Frau ist intelligent geworden, verwendbar für die meisten Berufe — und der Mann hat aufgehört, unerlässlich zu sein.“ Lächelnd und klar sagt es der Herr Generaldirektor — warum sentimental sein? Na, und was kostet also diese billige Sorte menschliche Arbeitskraft im Warenhaus des Herrn

Direktors? „Unter 100 Mk.“, erwiderte der Herr des Unternehmens! „Und wie können sie damit existieren?“ „Sie leben von Kaffee und Butterstücken, und tragen Seidenstrümpfe“, und lächelnd fügt er hinzu: „Ich sage dies nicht, um diese glänzenden Erbketterinnen herabzusetzen. Ich möchte damit nur ihre Mentalität charakterisieren. Sie wollen lieber hungern als schlecht gekleidet gehen.“ Sie möchten lieber hungern? Kommt es dem lächelnden Herrn in einer Mentalität nicht einmal in den Sinn, daß diese „glänzenden Arbeiterinnen“ mit ihrem Einkommen unter 100 Mk. im Monat hungern müssen — auch wenn sie nicht die zwei Paar Kunstseidenstrümpfe besitzen, die für die gut aussehensollende Verkäuferin kein Luxusbedarf sind?

Die katholischen Frauen.

Der Kapitalismus hat auch vor den katholischen Frauen nicht haltgemacht, er hat sie ebenso unerbittlich in den Erwerbskampf gerissen wie die andern. Aber auf welchem Wege hat sich die katholische Arbeiterin in diesem Kampf durchzusetzen? Ihr löst sich die soziale Krise ganz einfach. Auf der Jubiläumstagung des „Verbandes katholischer Vereine erwerbstätiger Frauen und Mädchen“ in Beuthen führte nämlich der Bezirkspräsident, ein oberkirchlicher Pfarrer, aus: „Wir sind nach wie vor der Ueberzeugung, daß die wirtschaftliche Frage nur gelöst werden kann und gelöst werden muß vom Heiligsten her. Die Arbeitsfreude, das Ehrgefühl und Dienstgefühl kann man nur bekommen, wenn man die Arbeit als in der göttlichen Weltordnung begründet empfindet. Das was die Arbeit wider veredeln kann, ist der Entschluß, sie als höhere Tätigkeit hinzunehmen. Dann ist das Eigentliche entschieden“. Das Rezept ist also sehr einfach: Proletarierinnen, süßt Euch — und alles wird wieder gut werden!

Kann „Berufsfreude“ Proletarisierung verhindern?

Auch in „Der Welt der Frau“ des Berliner Lokalanzeigers hat man nun eingesehen, daß die Frau im Beruf heute eine Massenerscheinung mit Masseninteressen und Massenfragen ist. „Wer tagaus tagein an der Büromaschine steht oder hinter dem Labentisch und Sommerkühlschrank und Winterportplatz nur aus den illustrierten Zeitschriften kennt, hat andere Neigungen, weniger hohe, weniger ethische und ästhetische, als sie unentwegt der berufstätigen Frau in der freigelegten Form angeboten werden“, heißt es sehr vernünftig in einem Aufsatz. „Sie ist kaufmännische Angestellte...“. „Die ganze Diskussion um Frauenberufsarbeit geht noch immer von der Basis der Berufsneigung aus... aber es ist die Not, die diese Massen von Frauen in den Beruf führen“. Ja — und was folgt daraus für die Verfasserin? Sie meint, die berufstätige Frau habe es verstanden, in die seelenlos und feindselig gewordene Arbeit die seelische Verbindung mit dem Beruf, die Berufsfreude wieder hineinzutragen — und „diese Berufsfreudigkeit wird verhindern, was gewisse Leute aus eigenen Wünschen heraus immer wieder prophezeien: Die Proletarisierung der kaufmännischen Berufe“. Berufsfreude contra Unternehmertum — dieser Kampf ist sinnlos. Nicht die Proletarisierung der kaufmännischen Berufe, sondern etwas anderes wird durch solche Ideologie verhindert: die Einsicht, daß nur durch bewußte Eingliederung auch der Angestellten in die proletarische Kampffront die Arbeit wieder menschenwürdig gemacht werden kann.

Das „Vorleben“ vom Mann — und von der Frau.

oder das Kammergericht als moralische Anstalt. Die bürgerliche „doppelte Moral“ der Sittenkodex des Korpsstudenten, der dem Mann vor der Ehe jede sexuelle Freiheit als erlaubt, das Vorleben der Frau jedoch in voller Keuschheit vorschreibt, gilt auch im Jahre

1930 noch als Maßstab für richterliche Entscheidungen. Die „Frankfurter Zeitung“ kommentiert diesen Fall folgendermaßen: „Das Kammergericht in Berlin hat in einer Eheanfechtungsklage ein Urteil gefällt, das dadurch von besonderem Interesse ist, daß es ziemlich unverhüllt eine verschiedene Moral für Mann und Frau konstruiert. Ein Kaufmann klagte nach achtmonatlicher Ehe auf Nichtigkeitsklärung, weil ihm seine Frau verschwiegen habe, daß sie vor der Eheschließung vier Liebhaber gehabt habe. Das Landgericht III in Berlin erklärte, nachdem die Beweiserhebung die Angaben des Ehemannes bestätigt hatte, die Ehe für nichtig. Die Frau legte Berufung ein, aber das Kammergericht bestätigte das Urteil mit folgender Begründung: Unerheblich ist, ob der Ehemann selbst vor seiner Ehe Liebesverhältnisse gehabt hat. Die geltenden sittlichen Anschauungen verwehren dem Manne den voreheklichen Verkehr nicht, sie gestatten ihm diesen vielmehr ohne Schmälerung seines sonstigen Ansehens, verüben in diesen aber der Frau und sinden nur in einem ernsthaften Liebesverhältnis allenfalls eine Entschuldigung. Aber nicht die Tatsache allein, daß die beklagte Ehefrau vor ihrer Ehe Liebesbeziehungen unterhalten habe, rechtfertigt die Anfechtung der Ehe, sondern vor allen Dingen die Häufigkeit und der Wechsel dieser Beziehungen sei ein schwerer sittlicher Fehler, denn man erkenne an ihm ihre mangelnde Beherrschung in geschlechtlicher Beziehung.“

Helen Keller.

Zum 50. Geburtstag.

An der amerikanischen Schriftstellerin und Sozialistin Helen Keller wird uns die Wahrheit des sozialpädagogischen Gedankens klar, daß der Mensch zum Menschen nur durch die Gemeinschaft wird. In dem taubstummen Kinde ruhten diese reiche Kräfte des Willens und der Intelligenz, und doch hätten sie der Verflüchtigung anheimfallen müssen, wenn nicht die verständnisvolle Blindenlehrerin Anne Sullivan dem Kinde das Tor der Seele erschlossen hätte, wenn nicht die „Lebensumstände“ seiner Entwicklung günstig gewesen wären.

Helen Keller, am 27. Juni 1880 in Tuscumbia im nördlichen Alabama als gesundes und kräftiges Kind geboren, verlor mit anderthalb Jahren durch schwere Krankheit Gesicht und Gehör, und da sie nun nicht mehr imstande war, die menschlichen Laute ihrer Umgebung aufzunehmen, wurde sie auch stumm. Mittels der ihr gebotenen Sinne: Geruch, Berührung und Geschmack verfuhrte sie, ihre Umwelt kennen zu lernen und sich den Menschen verständlich zu machen. Aber je mehr sie das Unzureichende dieser Hilfsmittel merkte, desto leidenschaftlicher wurden ihre Ausbrüche der Verzweiflung. Die Eltern konnten ihr nicht helfen.

Erst im Alter von sieben Jahren vollzog sich durch den Eintritt der A. Sullivan in ihr Elternhaus jene Umwandlung, die in der Geschichte der Erziehung einzig dasteht: das Erwachen des Geistes aus tiefer Nacht und seine Entwicklung zu einer hohen Stufe der Menschlichkeit. Helen erlebte an sich jene Wahrheit, die heute durch die psychologischen Forschungen eines Freud und Jung als Wissenschaft anerkannt ist: daß nämlich die Bildung des Menschen sich wesentlich im Unterbewußtsein vollzieht, und daß hinter der Grenze des individuell Unbewußten noch das kollektiv Unbewußte lebt, in dem die Kräfte und Vorstellungen vergangener Generationen aufgespeichert liegen. Aus dieser Erinnerungskraft — Helen nennt sie ihren „Seelensinn“ — leitet sie ihre Fähigkeit her, den Sinn der Worte, die A. Sullivan ihr zuerst mechanisch in die Hand buchstabiert, zu erfassen und zu erkennen. Auf diese Weise wurde ihr die Zusammengehörigkeit von Wort und Sache klar und die Bedeutung des Wortzeichens für den Verkehr der Menschen untereinander. Nun fand sie aus dem Labyrinth geistiger Dampfsheit den ersehnten Ausgang. Ihr Verweiser führte nicht nur zur erstaunlich schnellen Einprägung dieser Zeichensprache, sondern auch zum Schreiben mittels der Braille-Schrift*) und schließlich zur Erlernung der Lautsprache. Durch die Hilfe ihrer Lehrerin wurde es Helen möglich, das Mädchengymnasium in Cambridge und nach abgängerbestandenem Examina die Universität zu besuchen. Sie studierte im wesentlichen Nationalökonomie, Literatur und Geschichte.

Helen Keller ist ihrer politischen Ueberzeugung nach Sozialistin. Ihr eigenes Leid machte sie von früh auf für das Leiden anderer Menschen empfänglich. Da sie selbst von vielen Freuden des Lebens ausgeschlossen war, konnte sie die Entbehrungen der Armen nachfühlen. Aber sie wurde Sozialistin nicht nur mit dem Herzen, sondern auch mit dem Verstand. Bücher und Zeitschriften waren ihr Wegweiser. Sie hält sich eine deutsche sozialistische Zeitschrift, die für den Gebrauch der Blinden in Braille-Schrift gedruckt ist Kautskys Diskussion über das Erfurter Programm ist in ihrem

*) Die Braille-Schrift beruht auf einem System von sechs erhabenen geschriebenen Punkten, die untereinander verschiedene Stellungen einnehmen und von den Blinden erkostet werden.

Best. Ihr Schicksal machte sie den Zeitungen interessant. Aber die Redaktion kapitalistischer Blätter, die ihr zuerst „Komplimente über Komplimente“ gemacht hatten, änderten ihr Urteil, als Helens politische Einstellung bekannt wurde. „Heute, nachdem ich Sozialistin geworden bin, erinnert (der Herausgeber des Brooklyner „Eagle“) mich und die übrige Welt daran, daß ich blind und taub bin und deshalb besonders leicht in Irrtümer verfall.“**)

Ihr tiefes soziales Empfinden führte sie auch zur sozialen Tat. Im Jahre 1916 gab sie ihrem deutschen Verleger den Auftrag, alle ihre Einkünfte aus der deutschen Ausgabe ihrer Schriften den deutschen Kriegsblinden zuzuwenden. Diese zeitlich begrenzte Stiftung erweiterte sie 1920 zu einer endgültigen und dehnte sie aus auf die Kriegsgestorbenen und Kriegswunden. Sie, die die dunklen Mächte ewiger Nacht so schmerzvoll erlebte, sie möchte ihren Leidensgefährten auch Licht in ihre Finsternis bringen.

Heute ist Helen Keller eine geachtete Schriftstellerin. Aber was mehr gilt: sie ist eine Kämpferin für Recht und Wahrheit. Ein ganzer Mensch. Und ein glücklicher.

Henny Schumacher.

Von Helene Lange zu August Bebel.

Vor kurzem starb die Führerin der bürgerlichen Frauenbewegung Helene Lange im 82. Lebensjahr. Die nachfolgende Epilode schildert den Weg, den eine ihrer Anhängerinnen von ihr hinweg zum Sozialismus gegangen ist.

Das behaglich eingerichtete Heim der badischen Lehrerinnen in Lichtental bei Baden-Baden war festlich geschmückt. Ueber allen Türen und Eingängen hingen Girlanden und auf den Tischen im großen Speisesaal lagen blühende Blumen, standen Kirsch- und Apfelblüten. Blumen in allen Farbtönen, in allen Formen, wohin das Auge sah: der große Garten des Heims hatte sie in überreicher, verschwenderischer Fülle gesiebert.

Festlich und erwartungsvoll war auch die Stimmung der „Heimchen“, der alten Pädagoginnen, die hier einen ruhigen Lebensabend verbrachten, und der Gäste, die aus allen Teilen Deutschlands herbeigeeilt waren, um über Berufsfragen zu beraten und gleichzeitig den 75. Geburtstag der großen Vorkämpferin Helene Lange zu feiern. Am erregtesten und erwartungsvollsten aber waren die jungen Lehrerinnen, die vor kurzem das Seminar, die damalige Lehrerbildungsanstalt, verlassen hatten. Sie hatten noch niemals Fühlung mit einer großen Frauengemeinschaft genommen, und ihre Erwartungen, die sich an das Eintreffen ihrer berühmten Kollegin knüpften, waren deshalb besonders groß und weit gespannt.

Lange über die vorgesehene Zeit hinaus dauerte es, bevor Helene Lange eintraf. Die Damen, die sie am Bahnhof empfingen, hatten sie, statt zur Straßenbahn oder einem Wagen, zur Lichtentaler Allee geleitet, die in herrlicher Blüte stand, und die Greisin hatte gern eingewilligt, den Weg bis zum Heim zu Fuß zurückzulegen, um die einzigartige, südlische Landschaft kennenzulernen. Aber der nahezu einstündige Marsch war zuviel für sie gewesen. Als sie im Heim eintraf, war sie unendlich müde, und ihr Gesicht sah verfallen aus. Es belebte sich, als die Vertreterinnen des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnen-Bereichs, den sie selbst vor Jahrzehnten gegründet hatte, sie begrüßten und als die Jüngste in diesem Kreise ihr Blumen überreichte. Auch den Ausführungen, die Probleme und Wünsche der berufstätigen Frau behandelten, schien sie noch immer großes Interesse entgegenzubringen. Als sie sich aber dann selbst zu einer kurzen Ansprache erhob, da klangen ihre Worte müde und resigniert. Sie wünschte nur noch, daß die Jugend nunmehr ihr Werk weiterführe, und sie bitte das Schicksal, ihr ein allzu langes Leben zu ersparen. Eine Rednerin habe die Hoffnung ausgesprochen, daß sie den 80. und 85. Geburtstag in gleicher Rüstigkeit erleben möge — sie bitte, diese Worte zurückzunehmen, denn sie entsprächen nicht ihrem eigenen tiefsten Wunsche. . . .

War es eine Folge dieser Müdigkeit, oder hatte es tiefere Gründe, daß die Tagung gerade unter der Jugend nicht die einstimme Geschlossenheit und Begeisterung fand, die ihre Führerin und Vorkämpferin ersehnt hatte? Es war spät am Abend — da sah ein kleiner Kreis junger Menschen in leidenschaftlicher Debatte über die Gründe dieser Spaltung noch zusammen. Es waren junge Mädchen, die größtenteils aus bürgerlichen Familien stammten, und niemals Gelegenheit gehabt hatten, proletarische Kämpfe und Sorgen kennen zu lernen. Und doch ließ sie irgend etwas unbefriedigt in dieser Gemeinschaft, drängte sie unwiderstehlich hinaus aus diesem politisch angeblich neutralen, aber in Wahrheit rechts eingestellten, nur die Interessen einer bestimmten bürgerlichen Schicht wahrnehmenden Verbande. Erst vor kurzem hatten seine Vertreterinnen eine junge Kollegin, die uneheliche Mutter ge-

***) Helen Keller: „Die Geschichte meines Lebens“ und „Wie ich Sozialistin wurde“. (Robert Luz, Stuttgart.)

worden war, streng verurteilt und versenkt, weil sie „den Stand herabgewürdigt“ habe. Und mit eiserner Konsequenz habe sie sich der Verein stets auf die Seite des alten Staates gestellt, der solche „unmoralischen“ Beamtinnen mitteillos aus dem Dienst jagte. Auf allen Beleten fühlte man diese Gebundenheit, diese Schranken, die doppelte Moral der Vergangenheit, die politischen Vorurteile. Unzufrieden und ungeschlüssig, was man tun sollte, sahen die jungen Mädchen zusammen. Fast fühlten sie sich schuldig, diesen heftigen Gedanken Raum zu geben, wenige Zimmer von der alten, müden Frau getrennt, die ihre ganze Kraft der bürgerlichen Frauenbewegung geschenkt hatte — und doch fühlten alle einen scharfen Trennungsstrich.

Da erhob sich die junge Lehrerin, in deren Zimmer man sich versammelt hatte, und entnahm dem Schrank in der Zimmerecke ein Buch. Sie war blaß geworden vor innerer Erregung, aber sie las mit fester Stimme aus dieser Schrift vor, die niemand außer ihr kannte, und die sich doch anhörte, als sei sie gerade für diese Situation und für diesen Kreis geschrieben worden:

„Wir leben im Zeitalter einer großen sozialen Umwälzung. Eine stets stärker werdende Bewegung und Unruhe der Geister macht sich in allen Schichten der Gesellschaft bemerkbar und drängt nach tiefgreifenden Umgestaltungen. Alle fühlen, daß der Boden schwankt, auf dem sie stehen. Eine der wichtigsten Fragen aber ist die Frauenfrage. . . . Es muß aber, wer die Lösung der Frauenfrage in vollem Umfange erstrebt, mit jenen Hand in Hand gehen, welche die Lösung der sozialen Frage als Kulturfrage der gesamten Menschheit auf ihre Fahnen geschrieben haben: Das sind die Sozialisten. Die sozialdemokratische Partei ist die einzige, welche die volle Gleichberechtigung der Frau, ihre Befreiung von jeder Abhängigkeit und Unterdrückung in ihr Programm aufgenommen hat. . . .“

Als man sich trennte, war die Nacht fast vorüber. Aber es war nicht die letzte Zusammenkunft dieser Art. Dieser Abend am 75. Geburtstag der bürgerlichen Vorkämpferin war zum neuen Anfang geworden. Der große Wegweiser aber, der die Jugend den Millionen aller Schaffenden zuführte, der sie aus der engen Gebundenheit bürgerlicher Interessengemeinschaft und politischer Vorurteile erlöste, hieß August Bebel. Elke.

Wie die schaffende Frau reist.

Wer recht in Freuden reisen will, benutze noch rasch eine freie Stunde, um im Keller des Warenhauses von Karstadt am Hermannplatz eine geschmackvolle und praktische Schau sich anzusehen, die die Zeitschrift „Die schaffende Frau“ dort unter Beteiligung von Einzelpersönlichkeiten und Verbänden veranstaltet hat.

Am meisten interessiert, was die beiden großen Verbände, der Zentralverband der Angestellten und der Verband weiblicher Büro- und Handelsangestellten, zu zeigen haben. Einfach, kleidsam und praktisch ist die Reiseausrüstung des jungen Mädchens, wahrlich ein leichtes Gepäck aus Waschkleinen, Battist, Kunstseide und Wolle. In einem Kofferchen von geringen Dimensionen ist die ganze leichte Ausrüstung zu verstauen; sie wird ihre Besitzerin nicht als hemmender Ballast daran hindern, ihre Zelte (was auch wörtlich genommen werden kann) bald hier, bald dort aufzuschlagen. Die Verbände versäumen nicht, ihre eigenen Erholungsheime in Bild und Modell darzustellen, auf ihre eigenen billigen Ferientreffen eindrucksvoll hinzuweisen. Besonders schön und lebendig sind die Photos vom Wander-, Gruppen- und Heimleben, von Sport und Gymnastik. Der WWA bietet entzückende Aufnahmen von vorzüglich durchtrainierten, anmutig dem Ausdruckstanz im Freien hingebenden Mädchenkörpern. Die Photos zeigen übrigens, daß in der Wirklichkeit die ausgestellte „einfache“ Reisekleiderausrüstung für die meisten Mitglieder noch ein unerreichtes Traumbild ist. Das Strumpfkleid aus Kattun muß für die meisten Jugendlichen genügen.

Hübsch sind die beiden Kojen, von Helene Weber zusammengestellt, die die Ausrüstung und die Reise einer vortöppigen Familie ins Quartier zu „Fischer Labstau“ an der Ostsee darstellen.

Ganz gut und billig, nur meist leider geht diese Familienerholung auf Kosten der niemals ausspannenden Familienmutter. Das Jugendamt stellt eine Familie auf Wanderung dar, die in der größtmöglichen Einfachheit ihrer Ausrüstung mit viel Indanthrenleinen und Aluminium den finanziellen Möglichkeiten breiterer Volkskreise am meisten entsprechen dürfte. Mehrere Modelle von Jugendherbergen wurden gleichfalls vom Jugendamt gezeigt.

Von anspruchsvoller Eleganz ist die in praktischem Schrankkoffer und Reiseaccessoire sichtbare Reiseausrüstung einer Sängerin auf Konzertreise, zusammengestellt von Rose Walter. Selbst ein Reisegrammophon, Fön und elektrisches Reisebügelisen fehlen nicht.

Auch Rod- und Autofahrer — leider gibt es anscheinend nur männliche — haben ihre Kojen. Reizvoll sind das farbenprächtige Strandbild und die geschmackvolle Bahnhofshalle, die die Gastfirma ihrerseits zur Ausstellung beigetragen hat.

Aus dem Leben eines Arbeiterkindes.*)

Der Zusammenstellung von Erzählungen, Romanabschnitten, Ausschnitten aus Lebensbeschreibungen und Gedichten geht ein warmherziges Vorwort der Herausgeberin voraus. „Wer hilft dem Arbeiterkind in seiner Not?“ ruft sie anklagend. Soziales Kämpfer-tum und unedelmütige Mütterlichkeit befähigen sie, auf wenigen Seiten diese Not konzentriert, erschütternd und für jeden Fühlenden aufrüttelnd darzustellen. An die Stelle eines Nachworts setzt sie Worte Pestalozzis über das soziale Uebel, das die Gesundheit und Lebensfähigkeit des Volkes schon in ihren Wurzeln abtötet. Der dunkle Unterton, der alle Seiten des kleinen Bandes durchzieht, ist die schmerzliche Dissonanz, gemischt aus Armut, Hunger und Arbeitsfron, die schon von der Geburt an das Leben des Proletariatskindes begleitet. Die „frühesten Kindheitseindrücke“ aus Hebbels Kindheits-erinnerungen wissen davon zu sagen, in den beiden Gedichten von Freiligrath „Aus dem schlesischen Gebirge“ und von Theodor Storm „Belohnungsabend“ schrillt er auf und klingt ergreifend aus Adels-heid Poppys Erinnerungen an eine Kindheit, die keine war. Letzterer Beitrag ist in seiner Schlichtheit, seiner einfachen Tatsachendarstellung von unnehmenschüler Ausbeutung kindlicher Arbeitskraft, der skrupel-losen sexuellen Ausnutzung jugendlicher Arbeiterinnen und dem Sieg einer reinen tapferen Seele über alle unfähigen Räte und Ansetzungen wohl der stärkste der ganzen Sammlung. Trostlose Ein-samkeit lastet auf den kleinen proletarischen Waisen „Hannelen“ (Johanna Wolff) und dem „kleinen Paul“ (Björnson), und den Segen puritanisch bigotter Waisen-„pflege“ bei Hungerrationen be-kommt der kleine, nach der Reihenfolge des Alphabets benannte Oliver Twist zu spüren. Aus Mißhandlung durch die brutalen, un-willenden Erzieher (Maxim Gorki: „Die erste Prügelstrafe.“ Aus „Meine Kindheit“) und Demütigung durch die Kinder der „besseren“ Stände (Romain Rolland: „Johann Christof. Herrentind und Magdjohn.“ Strindberg: „Der Sohn einer Magd. Berührung mit der unteren Klasse.“ Bröger: „Der Held im Schatten.“ Auch ein Aufstieg eines Begabten) schießt geil das Gifttraut des Klassen-hasses, des zerstörenden Ressentiments. So wird der Mensch schon im Kinde vernichtet, wenn nicht eine starke Persönlichkeit oder, wie bei Adelsheid Popp, „etwas Großes“ das in das Leben tritt, die Be-freiung bringt. Möge das Büchlein an seinem Teil dazu beitragen, was die Herausgeberin möchte: „Bereitmaden zur geistig erneuern-den Tat.“

Eine ideale Ehe

„Du bist dumm,“ sagte Lulu zu Frufru. „Früher hast du immer behauptet, du möchtest um nichts in der Welt deine Freiheit aufgeben, möchtest niemals eine jener Frauen werden, die um jeden Hut, um jedes Kleid ihren Herrn Gemahl anbetteln müssen. Und jetzt gibst du deine gute Stellung auf und wirst Hausfrau eines Textilkaufmanns. Jetzt wirst du mit deinem Gatten um Wirtschaftsgeld feilschen, wie eben das Geschäft geht, und wirst schöne Augen machen, wenn du dir ein neues Kleid anschaffen willst. Warum bleibst du nicht in deiner Stellung?“

Frufru lächelte: „Nein, ich habe es ganz anders eingerichtet. Ich habe Karl gesagt: „Mein Lieber, ich möchte dich schon heiraten und mich dir widmen, aber meine Stellung ist zu gut. Ich verdiene 200 Mark monatlich. Das ist allerhand für eine Frau in diesen Zeiten. Als deine Frau hätte ich mindestens ebenso viele Arbeitsstunden und müßte trotzdem mein Gehalt aufgeben und mich von dir abhängig machen.“

Er fragte mich, was ich eigentlich von ihm wollte, und ich machte ihm folgenden Vorschlag: „Du zahlst mir mein Gehalt weiter, gibst mir auch jährlich die übliche Zulage und die Weihnachtsgroßzahlung, wie ich sie sonst bekommen hätte. Ich zahle für die Rente jährlich genau daselbe, was ich sonst ausgeben würde, und es geht dich nichts an, was ich mit meinem übrigen Gelde anfang.“

„Also dann überreichst du ihm jeden Monat eine Rechnung: „Für einen Monat Verheirateten mit Ihnen . . .“

„Unsinn, er zahlt mir genau so mein Gehalt, wie das im Büro auch geschieht. Du siehst: ich verliere nichts bei meiner Heirat, und Karl wird an seinem Geburtstag kein Geschenk von seinem eigenen Gelde bekommen. Das ist die ideale Ehe!“

Ein Jahr nach ihrer Heirat bekam Frufru einen eingeschriebenen Brief folgenden Inhalts:

„Sehr geehrte, gnädige Hausfrau!

Die schlechte Konjunktur in der Branche zwingt uns zu einer Reorganisation unserer Firma. Wir müssen Ihnen daher zu unserem Bedauern Ihre Stellung unter Einhaltung der gesetzlichen Frist von drei Monaten kündigen.

Mit vorzüglicher Hochachtung Karl.“

*) Herausgegeben von Henny Schumacher, Verlag der Neuen Gesellschaft, Berlin-Hessenwinkel.

Lenne und der Bürger.

Man konnte nicht sagen, daß Lennes Schicksal von demjenigen Hunderttausender anderer Proletariemädchen verschieden gewesen wäre. Als vierzehnjähriges unfertiges Ding konfirmiert, wurde sie von ihren Verwandten in die Lehre gestellt, erwehete sich als geschickt und anständig und konnte sich als gelernte Plätterin bald bescheiden, aber anständig erhalten. Dies hatte sie umso nötiger, als sie eltern- und geschwisterlos allein stand, und die Verwandten, ehrbare und linderreiche Kleinbürgerleute, froh waren, der lästigen Pflicht, für sie zu sorgen, entbunden zu sein. Zu einem reizvollen Aeußeren und einem besonderen Grad von Temperament trat also bei Lenne ein besonderer Grad von Unbehütetheit ihrer unerfahrenen, verlangenden, überschäumenden Jugendjahre. Der Mann, der Lenne erkannte und ihren Widerstand zu brechen wußte, war ein selbständiger reisender Kaufmann mittleren Alters, der in regelmäßigen Abständen das Städtchen und in ihm die einschlägigen Geschäfte aufsuchte. Er hatte das Spiel ihrer schlanken, kräftigen Arme, ihr von Hitze und Elser rosig angeglühtes Gesicht mit stets gesteigertem Wohlgefallen betrachtet, hatte ihr auf dem Heimweg aufgelaureit und sie alsbald mit den beschiedenen, aber für Lenne überwältigenden Reizen des einheimischen Nachtlebens vertraut gemacht. Für Lenne bedeutete der Freund bald unendlich viel mehr als nur der Geliebte, denn sie in leidenschaftlicher Zärtlichkeit ihr ganzes Sein entgegenbrachte; der bedeutend Ältere Mann war ihr ein Stück Heimat, Geborgenheit und Erinnern an den geliebten Vater, den sie so früh verloren hatte. Den Spitznamen „Onkel Heinrich“, den er wegen seiner behäbigen Bonhomie in Betrieben führte, hielt sie in ihrer Seelenstimmung fast lächerlichen Anlehnungsbedürfnisses auch in den zärtlichsten Stunden fest. Auch der Mann gewann ein tieferes Interesse an dem Mädchen, als er beim tändelnden Anknüpfen der Beziehung vorausgesehen hatte. Er war in behaglich-bürgerlicher Ehe seit vielen Jahren verheiratet und mehrfacher glücklicher Vater. Er besaß ein solides, gepflegtes Heim mit Persern, Silber und Gramophon, die dazu passende Behäbigkeit des Gemüths und die naive, breite Selbstzufriedenheit des echten Philisters. Gelegentliche kleine „Seitensprünge“ vertrugen sich ausgezeichnet mit seiner durch und durch gefestigten Bürgerlichkeit. Nun war aus dem Seitensprung ein nettes „festes Verhältnis“ geworden, und er fand es im Grunde ordentlicher und angenehmer als die ständig wechselnden Beziehungen. Bald kannte Lenne jede Charaktereigenschaft der Madams, jeden Vorzug und jede Unart der lieben Sprößlinge, und die Siebenzimmerwohnung ihres Freundes hätte sie bis auf jeden Plüschfessel, jeden Bettvorleger und jedes Häkelbedecken so genau beschreiben können wie ihre kleine Mietmansarde. Es war ihr Stolz, daß sie niemals Geld oder größere Geschenke von ihrem Freund erbat; der Abstand, im Sozialen und Materielem schon groß genug, sollte wenigstens im Menschlichen aufgehoben sein, dort wollte sie ihm unbeschämt und ebenbürtig gegenüberreten. Ihre Liebe war ihr zu heilig, um sie auf das hier und dort bei Kolleginnen mit Abscheu beobachtete Niveau der bezahlten Liebesleistung herabzuwürdigen. Der Freund seinerseits war es durchaus zuträglich, sein wohlgefülltes Portefeuille unangetastet in der Brusttasche verwahren zu können.

Als „Onkel Heinrich“ vor einer längeren Auslandsreise ein letztes Mal zu Lenne kam, wußte sie bereits seit einigen Monaten, daß sie Mutter werden sollte. Onkel war diesmal ganz erfüllt von seinen eigenen Angelegenheiten, von der großen Reise, von einer Erkrankung seiner Frau, und von den Abitursnöthen seines Ältesten. Lenne in ihrem spröden Stolz brachte es nicht fertig, ihm von ihrem Zustand zu sagen. Sie fürchtete, daß er dann vielleicht dachte, sie wolle nun auf diese doch Geld von ihm holen, oder sie brächte sein ganz auf solche Bürgerlichkeit begründetes Familienleben mit solcher Eröffnung ins Wanken. Wenn seine Frau je davon erführe, der Eklat und seine Beschämung wären unausdenkbar! So ließ Lenne voll guter, mütterlicher Rücksicht den Ahnungslosen abreißen, um einige Monate darauf in einer hauptsächlichlichen Anstaltsklinik ihr kleines Mädchen zur Welt zu bringen. Der Folter der Ausfragung nach dem Kindesvater hatte sie standhaft getrotzt und stellte sich lieber unter bösen Verdacht bei Arzt und Schwestern, als daß sie ihren Freund preisgegeben hätte. Niemals sollten ihm antliche Schreiben und Aufforderungen ins Haus kommen und dort Argwohn, Unruhe, oder gar Skandal heroorufen. Das Kind wurde in einem Heim untergebracht, und Lenne blieb in der großen Stadt, denn ihre Stellung hatte sie verloren, und ihre Verwandten hatten ihr der „Schande“ wegen ihr Haus verschlossen, und ihr jede Unterstützung versagt. Der boshafte Klatschsucht der kleinen Stadt konnte sie sich nicht wieder aussetzen. Sie fand zunächst auch eine Stellung und gab von ihrem Lohn willig den geforderten Beitrag für das Kind. Die sonntäglichen Besuche im Heim waren ihre einzige Freude, und einige Bildchen ihrer Kleinen trug sie stets bei sich. Bald aber verlor sie ihre Arbeit, und dann holte das Schicksal zu

dem entsetzlichen Schlag gegen die Unglückliche aus: ihr Kind erlag ein halbes Jahr alt, einer tödtlichen Infektionstrankheit.

„Onkel Heinrich“ hatte außer einigen vergnügten Anfruchtspartien, in mehr oder weniger vorgelassener Stimmung getätigt, noch nicht wieder von sich hören lassen. Nach Berlin kam er selten und hatte zu dem mehrfach geplanten Besuch bei Lenne noch immer „keine Zeit“ gefunden. Lenne gedachte seiner mit unverminderter Liebe und Zärtlichkeit. Sie lebte kümmerlich unterernährt und schlecht gekleidet von der geringen Unterstützung, aber auch jetzt kam es ihr noch nicht in den Sinn, den wohlhabenden Freund um Hilfe zu bitten. Ihre Not steigerte sich indes aufs höchste, als sie, trotz regelmäßiger Mietzahlung zu spüren begann, als sie es an Unfreundlichkeiten und kaum verhehltem Getuschel ihrer Wirtseute immer deutlicher merken mußte, daß sie als Arbeitslose ein unerwünschter Mieter sei. Das Angstgespenst des Arbeitslosen, die drohende Obdachlosigkeit, verfolgte sie im Wachen und Schlafen und presste ihr doch die Feder in die Hand zu einem Heineruf aus äußerster Bedrängnis. Da endlich erschien „Onkel Heinrich“ eines Abends ganz unvermuthet; Lenne stürzte Freudentränen aus den Augen und fassungslos vor Glück fiel sie ihm um den Hals, ohne in ihrer Erregung sein verändertes, kühl-herablassendes Wesen zu bemerken. Deut, jetzt endlich in der Stunde des Wiedersehens nach schwerstem Erleben, Not und Einsamkeit erzählte sie ihm alles, zeigte die Bildchen, schluchzte in Weh um den Tod des Kindes, klagte ihm ihre bedrängte, hoffnungslose Lage. Prüfend betrachtete der Mann die Bildchen, nahm sie abwechselnd immer wieder zur Hand. „Ja, Mädchen, die Ähnlichkeit mit mir ist bei dem kleinen Wurm ja sprechend, da muß ich dir wohl glauben, daß ich derjenige welcher war. Na, da ist ja nun nichts mehr zu ändern, und vielleicht war es für das kleine Ding am besten so. Offen gesagt, ich bin mit meinen Dreien zu Haus schon hinreichend versorgt. Natürlich will ich dir helfen, Mädchen, aber leider kann ich nicht allzuviel für dich tun, gerade jetzt. So'n Haushalt kostet doch enorm viel, du hast gar keine Ahnung davon als alleinlebende Junggesellin. Na, und denn hab ich mir, sei mir nicht böse, in Leipzig 'ne kleine Freundin zugelegt, ein dicker Kacker, die holt mich ordentlich aus...“ Es dauerte einige Sekunden, bis Lenne begriff. Die Jahre ihrer Jugend, ihr Gefühl, ihre tiefste Liebes- und Opferfähigkeit, hingegeben einem fremden, gefühllos-platten, schäbigen „Liebhaber“. Bestimmungslos vor Schmerz und Scham stürzte Lenne hinaus und irrte die ganze Nacht verzweifelt durch öde Vorstadtstraßen.

Es gibt verschiedene Wege, die zur breiten Heerstraße führen, auf der die vorwärtsstrebenden Arbeiterdattalione bröhnend einhermarschieren. Die meisten Menschen mühen aus der grauen, steinigen Straße der Not in sie ein, viele gehen auch den beschwerlichen, an Hindernissen reichen Weg des Forschens und Denkens. Lenne ist erst die kranken Irrwege persönlichten Erlebens und Gefühls gegangen, aber auch sie hat ihr Ziel gefunden und ist der Tüchtigsten, Ueberzeugtesten und Stolzesten eine geworden.

Hedwig Schwarz.

Junge oder Mädchen?

Bisher erschien die jede werdende Mutter so brennend interessierende Frage, wie man es anstellen könne, einen Jungen zu bekommen, unlösbar, — bis ein Zufall, wie so oft, der Forschung einen Fingerring bot. Dem Königsberger Gynäkologen Professor Unterberger, dem es von der Tiermedizin her bekannt war, daß sich die Unfruchtbarkeit von Kühen durch Spülungen mit doppelkohlen-saurem Natron beheben lasse, wie die „Umschau in Wissen und Technik“ mittelst, der Gedanke, das gleiche probate Mittel auch Frauen zu empfehlen, die die Hilfe des Arztes gegen das Leiden der ungewollten Unfruchtbarkeit anrufen. Der Forscher setzte seinen Gedanken bei nächster Gelegenheit in die Tat um, — mit dem durchschlagenden Erfolge, daß die ersehnte Schwangerschaft aufs schnellste eintrat. Höchst auffallend und den meisten Eltern sehr erwünscht war der Umstand, daß die Neugeborenen überdies durchweg Knaben waren!

Hier schien nicht mehr Zufall, sondern ein Gesetz zu walten: Unterberger ging daher noch einen Schritt weiter und empfahl mit gewissen Abänderungen die Zufuhr von doppelkohlen-saurem Natron auch Eheleuten, die bis dahin nur Töchter gezeugt hatten und Sehnsucht nach männlicher Nachkommenschaft verspürten. Der Erfolg blieb unentwegt der gleiche: In 53 Fällen wurde ausnahmslos ein Junge geboren!

Jedenfalls liegt hier, falls sich die aufsehenerregenden Versuche des Königsberger Forschers auch weiterhin bestätigen sollten, eine Entdeckung von noch gar nicht abzuschätzender Tragweite vor, auf deren Auswirkung wir aufs höchste gespannt sein dürfen.